Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 2 (1912)

Heft: 9

Artikel: Lieb Heimatland, ade!

Autor: Lerch

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633576

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Lieb Heimatland, ade!

Die letzte Volkszählung hat uns wieder eindringlich gezeigt, welche Veränderungen in der schweizerischen Bevölkerung vor sich gehen: Das gewaltige Wachstum der Städte und die Entvölkerung landwirtschaftlicher Bezirke, so auch die große Zahl von Ausländern innerhalb unserer Landesmarken. Die verschiedensten Industrien und Gewerbe, in letzter Zeit sogar größere landwirtschaftliche Betriebe bedienen sich ausländischer Arbeiter; da sollte man meinen, daß in erster Linie jeder Schweizer einen genügenden Verdienst habe. Und dennoch kommt in regelmäßigen Intervallen die Nachricht, daß ein Trupp junger, kräftiger Burschen die Heimat verlassen habe, um drüben im fernen Westen, jenseits des Ozeans ihr Glück zu suchen, eine neue Heimat zu finden.

Auf dem Wege zur Einschiffung in Hamburg.
Auswanderungshallen der Hamburg-Amerika-Linie.

Die Vereinigten Staaten üben noch heute die größte Anziehungskraft auf die auswanderungslustigen Schweizer aus; daneben spielen das übrige Nordamerika, Brasilien und Argentinien eine untergeordnete Rolle. Freilich ist heute die Zahl der Auswanderer nicht mehr annähernd so groß wie vor 15 bis 20 Jahren. Das Jahr 1883 weist mit rund 13,500 Personen die größte Ziffer auf; aber 8000 und 10,000 erreichten auch andere Jahre jenes Jahrzehnts. Jetzt sind es noch 3000—5000 jährlich; davon liefert der Kanton Bern regelmäßig ein Fünftel, also einen im Verhältnis zur Bevölkerung großen Bruchteil. Die Statistik weist nach, daß der größte Teil der Auswanderer dem männlichen Geschlecht angehört. Von den verschiedenen Berufsklassen liefert die Landwirtschaft das bedeutendste Kontingent. Diese Tatsache mag ein Wegweiser sein, wenn wir nach den Ursachen suchen.

Was veranlaßt denn so viele, ihrer Heimat valet zu sagen? Was vermag alle Bande zu lösen, die uns an die heimatliche Scholle fesseln und die wir erst recht empfinden, wenn wir uns ihrer entledigen wollen? Ist es die Unzufriedenheit mit politischen oder religiösen Verhältnissen? Das mag früher der Fall gewesen sein; solche Faktoren können auch heute noch in andern Ländern wirken. Die Emmentalerbauern, die im 17. und 18. Jahrhundert Haus und Hof verließen, um in der Fremde ein recht hartes Brot zu essen, wurden als religiöse Sonderlinge (Wiedertäufer) von ihrer Regierung bedroht und verfolgt. Aus religiösen und politischen Gründen verlassen die russischen Juden oft in Massen ihr Land. Bei uns spielen diese Ursachen gegenwärtig keine Rolle. Wohin sollten sich denn die Unzufriedenen wenden, um mehr Volksrechte oder weitherzigere Glaubensfreiheit zu finden? Nein, wenn man alle Gründe der Auswanderung aufzählen wollte, müßte man alle Motive menschlichen Handelns überhaupt nennen. Es kann Ehrgeiz oder Gewinnsucht sein; enttäuschte Hoffnungen oder der Verlust gesellschaftlicher Anerkennung, Abenteuerlust oder Wandersinn spielen mit; Tatendrang, dem die Grenzen der Heimat zu eng sind und Wißbegierde treiben manchen hinaus. Und zumal, wenn es gilt, jene neue Welt zu betreten, in der so mancher schon sein Glück gemacht hat, wo mancher sich vom Zeitungsjungen zum Millionär aufgeschwungen hat! Dieses „Freiland der unbegrenzten Möglichkeiten!" Denn von den vielen, vielen Stillen, die kaum auf gerettetem Boot in den Hafen zu treiben vermochten, oder gar draußen Schiffbruch litten, meldet keine Zeitung, keine werbende Flugschrift.

Die Hauptgründe, die zur Auswanderung treiben, sind jedoch ohne Zweifel wirtschaftlicher Art; und zwar hüben und drüben. Das geht schon aus der Vergleichung der Einwanderungsziffern mit der Größe der Wareneinfuhr eines Landes hervor, z. B. der Union. Immer fällt eine Periode großen Warenimports mit einer solchen starker Einwanderung zusammen. Die gesteigerte Einfuhr deutet auf erhöhte Kaufkraft

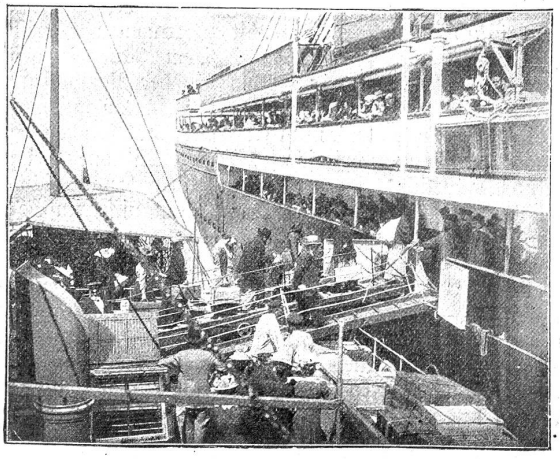
Vor der Einschiffung in Hamburg.

und damit auf einen wirtschaftlichen Aufschwung. Es ist natürlich, daß sich dann ein starker Zudrang zum Lande geltend macht; denn es besteht in solchen Zeiten große Nachfrage nach Arbeitskräften auf allen Gebieten; lohnende Beschäftigung wartet ihrer in Landwirtschaft und Industrie.

Aber mehr noch als die Verhältnisse im fremden Lande, wirken die im Heimatlande selber. Hat man nicht seit langem die Ursachen der großen Völkerwanderung, die eine Welt zerstörte und auf ihren Trümmern eine neue errichtete, in der Uebervölkerung der alten Wohnplätze und im Mangel an Nahrung gesucht? Wer wüßte nicht, daß die Eidgenossen so zäh an der Reisläuferei festhielten, weil die Natur den rauhen Boden ihrer Alpentäler so kärglich ausgestattet hatte? Und kommen nicht die braunen Söhne des Südens, um unsre Häuser, Straßen und Tunnel zu bauen, weil ihnen die Heimat die notwendigsten materiellen Güter versagt? Wie schon gesagt, liefert die Landwirtschaft den Hauptteil der schweizerischen Auswanderer. Die Kantonsregierungen, die seinerzeit vom Bundesrat über die Ursachen der Auswanderung befragt wurden, wiesen vor allem auf die mißlichen Erwerbsverhältnisse der Kleinbauern hin. Die Schmälerung des Besitzes, die zunehmende Verschuldung des Bodens, die Verteuerung der Lebenshaltung, womit der beschränkte Ertrag nicht Schritt zu halten vermag, untergraben die Existenz vieler Bauern und veranlaßt sie, der Heimat den Rücken zu kehren; denn die Auswanderung erscheint manchem leichter, als der Uebergang zu einer andern Beschäftigung. Das bäuerliche Element liebt die Selbständigkeit, die in den primitivern Verhältnissen mancher Gegenden der neuen Welt leichter zu erlangen ist, als in unsern hochorganisierten Wirtschaftsformen.

Besonders stark ist die Auswanderung aus manchen Alpentälern. Auch hier ist eine gewisse Uebervölkerung schuld, die der rauhe Boden nicht zu erhalten vermag, weil sein Ertrag keiner wesentlichen Steigerung fähig ist. Jetzt freilich dringt die Industrie den Wasserläufen entlang immer tiefer ins Gebirge hinein; der Fremdenverkehr bringt einige, wenn auch nur wenige Monate dauernde Beschäftigung; eben dadurch kommt der Einheimische mit bessern wirtschaftlichen Verhältnissen in Berührung. In seinen Bergen aber hat er keine Aussicht, solche zu erleben. Da kommen verlockende Nachrichten von Bekannten und Verwandten drüben; die zeigen ihm ein üppiges Land, leichte Arbeit und „Gold in beiden Händen". Er wandert aus.

Der Entschluß hiezu wird heutzutage leicht; eine Fahrt von acht bis zehn Tagen bringt den Auswanderer sicher an sein Ziel. Als noch große Schwierigkeiten und Gefahren der Reise, Unsicherheit des Verkehrs, Unwahrscheinlichkeit oder Unmöglichkeit der Rückkehr u. a. das Unternehmen der Auswanderung hemmten, brauchte es schon außerordentliche Gründe, wenigstens wenn all diese Hindernisse bekannt waren.



Auswanderer gehen in Bremerhaven an Bord.

Einsteighalle des Norddeutschen Lloyd in Bremerhaven.

Es war vor hundert Jahren noch wenig verlockend, die 10 bis 20 Wochen dauernde Reise zu unternehmen. Aus einem Bericht aus dem 18. Jahrhundert vernehmen wir, daß die Reise von Bern bis Rotterdam zu Schiff auf der Aare und dem Rhein 53 Tage in Anspruch nahm und daß unterwegs sechs Personen starben. Im Jahre 1819 reiste eine Gesellschaft von 2000 Schweizern nach Rio de Janeiro; die Ueberfahrt von Rotterdam und Amsterdam aus erfolgte in zwei bis vier Monaten, während die ganze Reise vier bis sieben Monate (je nach der Gelegenheit zur Einschiffung) dauerte. 316 Personen, d. i. mehr als 15 %, starben während der Ueberfahrt; auf einem Schiffe, auf dem der Typhus ausgebrochen war, sogar 109 Personen oder ein Viertel der Reisenden. Aus dem Jahre 1735 vernehmen wir, daß die Seereise 30 Kronen kostete; der Berichterstatter im „Avisblättlein" fand diesen Betrag gering, glaubte aber, daß der Unternehmer dennoch auf seine Rechnung kommen würde, da „die meisten in der Zeit werden nach der Ewigkeit gesäglet sein."

Ein Bericht von 1805 gibt sogar Auskunft über die Verköstigung der Auswanderer auf dem Schiffe. Sie erhielten Sonntags: Sauerkraut oder Erdäpfel mit 1/2 Pfund geräuchertem Speck; Montags: grüne Erbsen und 6 Loth Stockfisch; Dienstags: graue Erbsen und ein Pfund Pöckelfleisch; Mittwochs: Weiße Erbsen und 6 Loth Stockfisch; Donnerstags: weiße Bohnen und 1/2 Pfund gesalzenen Speck; Freitags: weiße Bohnen und 6 Loth Stockfisch; Samstags: graue Erbsen und ein Pfund Pöckelfleisch. Ferner erhielt jeder täglich eine Flasche Bier, zwei Flaschen Wasser, zwei Gläser Genèvre (Reckholter), die Frauen ein Loth Kaffee und eine Portion Thee, dazu alle Butter, Zwieback, Habergrütze, Mehl, Salz, Gewürze. Während Wochen und Monaten immer dieselbe abwechslungslose Kost. Und Hunderte von Menschen in einen kleinen Raum zusammengepfercht! Wie bequem reist sich's heute in den schwimmenden Palästen, sogar in dritter Klasse!

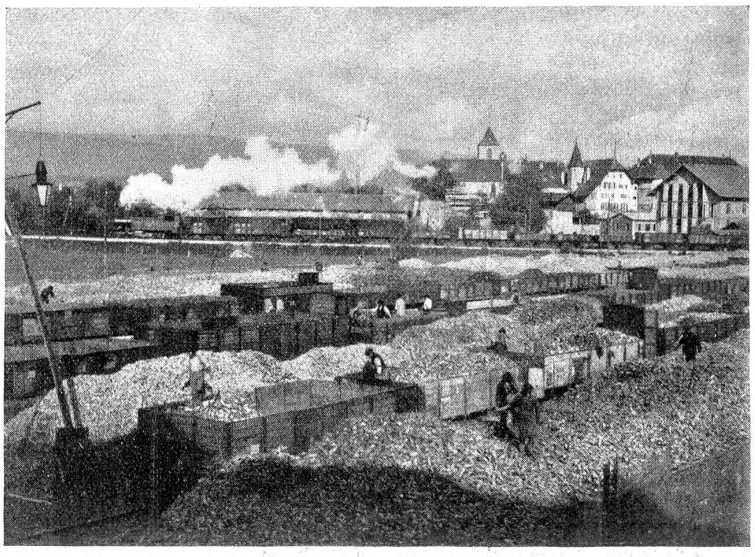
Und die Folgen der Auswanderung? Die Gnädigen Herren von Bern suchten im 18. Jahrhundert die Auswanderung zu hemmen — Heimatlose und Wiedertäufer ausgenommen — denn es galt als ein schlechtes Zeichen für die landesväterliche Regierung, wenn die Untertanen in größerer Zahl fortzogen. Zudem erkannte man damals schon, daß dem Lande ein Kapital und ein großer Wert an Arbeitskraft verloren ging. Wieviel das Land an den Auswanderern verliert, kann man auch heute nicht genau sagen. In frühern Zeiten waren es fast ausnahmslos die ärmsten Volksklassen, die auswanderten. Heute allerdings sorgt schon die Gesetzgebung in den Ländern starker Einwanderung dafür, daß nur einigermaßen Bemittelte auswandern können. An auswan-

dernden schlechten Arbeitskräften verliert das Land nicht viel, im Gegenteil, es gewinnt, wenn sie durch einwandernde gute Kräfte ersetzt werden. Jedenfalls erhält man kein richtiges Bild von den wirtschaftlichen Folgen, wenn man den Wert jedes Auswanderers in einer durchschnittlichen Kapitalsumme ausdrückt. Es wirken zahlreiche Faktoren zusammen, und ihr Produkt ist manchmal erst nach Jahren oder Jahrzehnten ersichtlich; so können z. B. durch Auswanderung neue Handelsbeziehungen angeknüpft werden, wodurch die Auswanderer ihrer Heimat unter Umständen größere Dienste leisten, als wenn sie im Lande geblieben wären.

Dr. Lerch.

Wird die Zuckerfabrik in Aarberg wieder aufgebaut?

Diese Frage kann zur Stunde noch nicht mit Bestimmtheit beantwortet werden. Es stehen sich hier zwei widersprechende Interessen entgegen: die Interessen der seeländischen agrikolen Bevölkerung, die nach einem Wiederaufbau verlangt, und die des Kapitals, das erst „Ja" sagen wird, wenn die Rendite sichergestellt ist. Beide Gruppen haben ihre Voten bereits abgegeben. Die durch das Unglück zunächst betroffenen Landwirte und Geschäftsleute des Seelandes haben ihre Wünsche und Hoffnungen durch ein Initiativkomitee zusammenfassen und vor den bernischen Großen Rat bringen lassen. Aus dessen Verhandlungen im Anschluß an die Interpellation des Hrn. Freiburghaus ergibt sich das folgende Bild über den Stand der Angelegenheit:



Ausladen von Zuckerrüben bei der Zuckerfabrik in Aarberg.

Die Zuckerfabrik war für das Seeland ein wichtiger Kulturfaktor. Sie spornte die Landwirte der Moosgegenden an, bisher unbebaute Gebiete mit Rüben anzupflanzen und sie so zu urbarisieren. Es hat sich nämlich erwiesen, daß der Zuckerrübenbau die weitaus ertragreichste Benützungsart des Moorbodens darstellt. Die Bodenwerte stiegen gewaltig. Die Zeiten waren vorbei, da man „für ein Mittagessen mehrere Jucharten Moosland gewinnen konnte". Mit der Steuerkraft der Gemeinden wuchs auch der allgemeine Wohlstand. Die Bauern vermehrten ihren Viehstand; im Amt Erlach, das verhältnismäßig sehr viel Moosland besitzt, nahm er in einem Jahrzehnt um 30% zu. Man kann also mit gutem Recht von einer segensreichen Wirkung der Zuckerfabrik für das Seeland sprechen.

So erscheint die Forderung der Seeländer Bauern an den Staat gerechtfertigt, er möchte durch weitgehende Subvention den Wiederaufbau der Fabrik ermöglichen. Sie stützen ihre Forderung mit dem Hinweis auf die Subventionen, die die Eisenbahnunternehmen genießen, auch wenn sie das aufgewendete Kapital nicht verzinsen; denn was dem einen recht, sei dem andern billig.

Diesen Forderungen gegenüber macht die Regierung nun den Standpunkt des Staates geltend. Die Bauern, als Lieferanten des Rohmaterials, müssen der künftigen Fabrik gegenüber ein größeres Rübenquantum garantieren. Die Fabrik vermag im Vollbetrieb, der die Rentite bedingt, die Rübenproduktion von 2500 Jucharten zu verarbeiten. Bisher wurden in der Schweiz nur 1500 Jucharten bepflanzt. Den Rest des Rübenbedarfes bezog die Fabrik zu verteuerten Preisen aus dem Auslande. Es müßten sich die seeländischen Landwirte zum Anbau der fehlenden 1000 Jucharten verpflichten. Diese Forderung bezeichnet die Regierung als eine Grundbedingung für den Wiederaufbau der Fabrik.

Es ist nun anzunehmen, daß die Landwirte diese Garantie zu leisten imstande sein werden. Ob damit die Frage gelöst sein wird, wagt heute, bevor eine genaue Kosten- und Rentabilitätsberechnung aufgestellt ist, niemand zu behaupten. Pessimistische Stimmen warnen vor einem Wiederaufbau. Sie weisen auf die Unsicherheit im Zuckermarkte und die ungünstigen Konkurrenzverhältnisse hin, die für eine schweizerische Zuckerfabrik bestehen. Der gegenwärtige Zuckerzoll schützt die einheimische Produktion nicht genügend. An eine Erhöhung ist nicht zu denken. Die würden sich die Konsumenten verbeten.

Der Realpolitiker wird auch mit dem Zollausfall rechnen, den die Schweiz durch die Aarberger Fabrikation erleidet; er betrug jährlich Fr. 360,000. Diese Summe — sagt er — muß man ordentlicherweise zu jener andern rechnen, die der Staat alljährlich an Subvention zu verausgaben im Begriffe steht, um den Betrag zu bekommen, den die Staatskasse durch die künftige Fabrik verlieren wird.

Der Realpolitiker wird vielleicht folgender Vorschlag machen: Da die Zuckerfabrik nicht rentiert, so versuche man es mit einer Schnapsfabrik. Statt Zuckerrüben, pflanzen die Bauern Kartoffeln; der Bund kauft den Sprit zu einem Preise, der diese landwirtschaftsfördernde Industrie bestehen läßt; da er den Einfuhrzoll auf Sprit selbst zu tragen hat, trifft ihn der Zollausfall auch nicht so hart. Dem Bauer ist geholfen und der Staat verliert kein Geld. So der Realpolitiker.

Wie aber, wenn das Schweizervolk eines Tages aufsteht und zu seinen Realpolitikern sagt: Genug des falschen Spiels! Fort mit der Schnapswirtschaft! Sechs Millionen erhandelt Ihr uns alljährlich. Das reicht uns aber lange nicht zum Unterhalt der Armenanstalten, der Gefängnisse und Irrenhäuser, die Eure Schnapsflut füllt. Und wenn sie auch reichten und wenn es blanker Gewinn wäre, wir verzichten auf das Sündengeld, das so unendlich viel Jammer und Elend in die Welt bringt. — Was dann mit der Schnapsfabrik anfangen? Nun, das wäre dann eine Festung mehr gegen den Ansturm der Ideologen, die mit realen Werten nicht zu rechnen vermögen. — Als ob Volksgesundheit und Volksglück keine realen Werte wären! Nein, gewiß nicht! Lieber eine Zuckerfabrik, die den Staat Geld kostet, als eine Schnapsbrennerei, die seine Kasse mit Gold füllt.